

Die Leute vom Schloß Beuren

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Die beiden Männer erreichten das nahe Wirtshaus in erdittertem Pant, und dieser setzte sich dort in erhöhtem Grade fort. — Donat von Sobotta hatte sich auf das Bett geworfen, schmach und elender als zuvor, in einer Seelenstimmung, wie er sie nie für möglich gehalten.

Das Zusammenleben mit Benatschel ekelte ihn längst an; — er fühlte keine Dankbarkeit für den Menschen, der ihn pflegte und näherte mit aller Sorgfalt, die einem so wichtigen Werkzeuge gebührt. Wie hätte er ohne ihn den Selbstmord des Obersten aufschließen können?

Aber je länger dies dauerte, weil die Kräfte des Genesenen sich durchaus nicht wieder heben zu wollen schienen, um so unerträglicher ward Benatschel ihm gemordet.

Das stete Drängen; „Mache Dich auf, Du mußt nur wollen!“ machte ihn wütend, denn er hätte ja um alles in der Welt gern gesund werden mögen; — nicht mehr, um dem Obersten unter die Augen zu treten und Forderungen an ihn zu stellen — um zu fliehen, so weit seine Kräfte ihn tragen wollten, vor diesem Benatschel, den er nicht abschütteln konnte, der an ihm hing wie sein Schatten, und dessen Charakter, je tiefer er in denselben hineinschaute, ihm immer widerwärtiger wurde. Benatschels frivoles Lachen, sein Egoismus, sein gänzlich fehlender Mangel an einem letzten Rest von Ehrgefühl, machten ihn förmlich übel. Neben dem Tam er sich selbst fast anfänglich vor. Und nun diese Begegnung!

„Evas Bild stand vor ihm wie in seine Seele gebrannt. Wie war es möglich, daß sie sich in den Jahren so wenig, fast gar nicht verändert hatte?“

Und dann ihr erkennendes Entsetzen — diese Bewegung der Wimpern — der abnehmenden Hände! Kein Urtheilspruch der Welt hätte ihn tiefer erniedrigen können vor sich selbst, als dieser — so ungenügende, unvollständige.

Tausendmal bei seiner redlichen Arbeit als Klavierstimmer hatte er sich drüber gefragt: welcher Eitel war ich, das schön, reizende Weib zu verlassen, meine Stellung und das Verlangen des Reichthums in den Wind zu schlagen einer Längerin, für den Raub, für die Karten und die flüchtige Leidenschaft flüchtiger Stunden!

Als er dann trant und fiebernd hier eines Tages von der Wirtin erfuhr, die Tochter vom Oberst Altmann sei verlobt worden über die schlechte Behandlung ihres Mannes, da schüttelte es ihn doch wie ein Fieberfrost. — Er konnte nicht wieder los von dem Gedanken; — trant zu sein am Geiste, das wurde ihm auf einmal furchtbar klar, das wurde doch schlimmer als seine meist schmerzliche Katerperiode.

Nun hatte er sie wieder gesehen ohne sein Zutun; äußerlich unverändert, und sie erkannte ihn — sofort! — ihn, dessen Nähe sie unmöglich noch ahnen konnte.

So klar war sie also doch! Sie sah überhaupt aus wie früher; — da war nichts an ihrer Erscheinung, was den Verfall verräth.

Das Unerschütterliche von allem vor eben jetzt dieser Benatschel, der da in dem engen Zimmerchen hin- und herließ und auf ihn einredete mit immer heftigerem Drängen; „Steh auf, wir müssen das Ehen jetzt schließen, es ist heil. Wir gehen zum Oberst, Du machst Deine Anträge an ihn geltend.“

„Du gemeiner Schurke, ich gebe nicht, niemals!“ — schrie Sobotta. „Ich rühre keinen Fuß, keine Hand für Dich! Laß mich verenden — wo und wie es sein soll, ich sage mich los Dir, ich will Deine Gemeinheit nicht mehr theilen — ich —“

Der unverwartete Wuthausbruch, die scharfe Wäse — der erschütternde Husten belehrten Benatschel, daß hier für den Moment jedes weitere Wort unnütz sei. — Aber man mußte handeln — jetzt gleich, sofort, nur durch die Ueberredung war nun, wo die geplante Entlohnung ungewisser Weise ganz anders und schneller sich herandrängte, noch zu wirken.

Er hätte Sobotta erwidern mögen vor Grimm über den Schwächling — aber das hieß das Opfer schlachten vor der Zeit.

Es kummerte ihn wenig, daß der „Freund“ schwer litt. — Sobotta war kein „Freund“ nicht mehr, wenn er nicht that, was er sollte. Also er sollte umsonst geredet haben?

Ein glühender Haß stieg in ihm auf. Aber war jetzt Zeit für ihn zu ganken? Sobotta mußte antworten, daß Benatschel sich aus ihren beiden Köpfen alles hervorholte, was zu einem leidlich anständigen Anzug taugte. — Er mußte es sehen, ertragen mochte und konnte nichts thun, es zu hindern.

Und den andern freute es, ihn zu peinigen. Benatschel stand vor dem Spiegel, machte ihm durch denselben in grimmiger Haß zu und sagte spöttisch: „Wie dem Herr die Röde sitzen! Ich sehe drin aus wie ein angelegener Kater, er immer wie ein Graf. Du bist immer der Eleganz geblieben, der Du in deiner Glanzperiode warst. — Schon allein Dein Schlipps macht mich zu einem Beau.“

Sobotta mußte es sehen und schweigen — hätte er doch nur eine Pistole gehabt, mit Wonne würde er Benatschel eine Kugel durch den Kopf jagen.

Der fuhr in demselben aufreizenden Tone fort: „Ich werde also die Angelegenheit allein in die Hand nehmen, mein Vetter! Ich brauche Dich nicht unbedingt dazu.“ Das war nun freilich durchaus nicht seine wahre Meinung.

Mit Sobotta schützte man sich, wie hinter einem Schild, denn selbst gegen einen solchen Schwiegerohn schied ein Oberst Altmann nicht gern zur Polizei.

Ja freilich, mit Sobotta wäre alles gegangen wie am Schnürchen! — Der Schwächling würde vielleicht in acht Tagen durch Ueberredung soweit gebracht werden können, aber acht Tage, wo man nicht acht Stunden zögern durfte!

Dieser verwünschte Baumeister war jetzt vielleicht schon dabei, für Frau Evas Ruhe die Polizei auf sie beide zu heben.

Mein Gott, fiel ihm denn gar nichts ein? — Kein einziger anderer Weg? — Er starrte grübelnd vor sich hin.

Sein Hirn arbeitete fieberhaft. Wüßlich lachte er laut auf: „Ich hab's! Sababa! Ich falle, wie die Kage, doch immer auf die Krühe.“

Im Nu war der neue Plan völlig fertig, völlig klar. Jetzt galt es nur, sich mit Katharine darüber zu verständigen. Sababa! Dies war ja eine göttliche Idee! — Man mußte ihr natürlich goldene Aussichten eröffnen.

„Wenn sie mich nur gewähren läßt, nicht gegen mich arbeitet, nichts ausplaudert! — Ja, ich habe alle Trümpfe in der Hand! — Aber dann — wenn ich in's Schloß einziehe — wie mache ich Sobotta unschädlich? Er muß stumm werden! Wie mach ich's? Pah, erst das eine, dann das andere.“

Wenn Sobotta ihn jetzt hätte sehen können, wie alle Füge sich spannten, die Augen einen scharf konzentrierten Blick betamen. — So schleicht ein Tiger seine Beute an.

Frau Triebe stand am Fenster des Hausflurs und sah gelangweilt auf den bösen, menschenleeren Hof, als sie durch das große Thor ihren „Vetter“ kommen sah, so sehr und gut angezogen wie noch nie.

Er schritt direkt auf das Haus zu — ganz ohne Heimlichkeit; — sonst kam er durch den Garten geschlichen, zuweilen trafen sie sich auch auf Verabredung in dem allen Gerümpel stand.

„Sie trat ihm mit neugieriger Spannung entgegen, und er sah sich sofort nach allen Seiten um, ob auch teins der Mädchen oder der Diener lauschte.“

Dann redete er — von ihr rief in ein leeres Zimmer gezogen — lebhaft auf sie ein.

„Ihm beim Oberst melden?“

„Nein — das thut sie nicht! Sie sollte wohl riskiren, daß der sie mit ihm zusammen aus dem Hause jagte? Nein, so dumme war sie nicht.“

Er bebt vor Aufregung und Ungeduld, aber er begann mit lebenswärtiger Ueberredung von Neuem auf sie einzusprechen.

Und seltsam — im Sprechen wurde er sich selbst immer klarer über die Art, wie er seine Zwecke erreichen konnte.

„Sein Plan erweiterte sich sogar noch. — Was hinderte sie beide, sich des alten Mannes zu bemächtigen, sein Mißtrauen gegen Tochter und Gatte zu erhöhen, die letzteren aus dem Schloße zu schaffen und sich selbst hineinzusetzen, nicht als Diener, sondern — bei Vorficht und Gehalt, Schlaubheit und unerbittlichem Zusammenhalten derselben, vielleicht schon bald, als die eigentlichen Herren?“

„Gehelangelegenheiten! Ein bißkreter Auftrag, sagte er.“ beharrte sie.

„Kenne keinen Benatschel! Unsim — Distret! — Wird mir wohl kein Geld bringen wollen.“ murkte der Oberst schon nachgiebiger.

„Aber wichtige Nachrichten!“ — redete sie zu.

„Zum Donnerwetter, so führen Sie ihn herein! Keine Stunde hat man Kubel!“ schrie er sie wild an.

Frau Triebe hatte gedacht, im Zimmer bleiben zu können, und machte sich deshalb allerlei um den Oberst zu schaffen.

So konnte ihr nicht entgehen, daß der Benatschel, der ihr eben draußen noch jählich die Hand gedrückt und sie angeklagt hatte, plötzlich ein ganz anderer geworden war. — Welche Haltung! Welche würdevolle Bornchtheit!

„Sie hatte früher noch weniger als jetzt daran gedacht, welcher Unterschied in ihrer Lebensstellung gewesen, als in ihre, von blinder Leidenschaft fortgerissen, damals betrachte. Jetzt wurde ihr klar, daß er doch mehr war als sie.“

Er nahm auch von ihr nun mit feinem Blick Notiz, schien sie nicht einmal zu sehen, und wie er da so herrenmäßig in militärischer Haltung zu dem Oberst trat, fand sie ihn plötzlich sehr anziehend und war stolz auf ihn.

„Benatschel, Rittermeister a. D. im Regiment Fürst Schwarzenberg,“ stellte er sich vor.

„Sehr angenehm! Erfreut, ehemaligen Kameraden.“ „Bitte!“

Der eben vorher so mürrische Hausherr bot seinem Besuch höflich einen Stuhl.

„Ich nehme mir die Ehre, Herrn Oberst Altmann zunächst zu sagen, daß eine distrierte Mitteilung.“

„Triebe, Sie können hinausgehen!“ befahl der Oberst mit einem heimlich forschenden Blick auf den Gast. War der Herr Kamerad etwa ein verführter oder gar unerschämter Betrüger?

„Sein Anzug imponirte aber dem aus allem Weltberuf geschiedenen alten Herrn, er hatte gar kein Verhängnis mehr für Mode und Eleganz — sonst hätte ihm die Benatschels doch schnell verrathen, daß sie eine ziemlich faden-scheinige Gestalt.“

Dieser wollte gerade weiter sprechen, als der Oberst mit der Spitze seiner Pfeife nach der Thür zeigte: „Sehen Sie doch erst mal nach! sie lauscht,“ sagte er sehr laut.

„Ja, ja, ich habe im Versteck mit dem „Ewig Weiblichen“ eine ganz gute Methode,“ schmunzelte er dann, als Benatschel die Thür öffnend Niemand fand, denn natürlich war „sie“ jetzt fort.

„So, und nun darf ich erfahren?“ kam er auf das Gespräch zurück. „Ich stehe einem ehemaligen Waffenbruder gegen zu Diensten.“ fügte er zögernd hinzu.

„Sie irren, Herr Oberst,“ wies Benatschel ihn stolz zurück. — „Ich komme nicht als Bettler.“

„Aber, ich bitte tausendmal!“ Benatschel war eben gelassen, die Hand auf der Stuhllehne. Er sah sehr ernst und würdevoll auf den Oberst nieder. „Es thut mir aufrichtig leid, Herr Oberst, einem Manne, dem jeder richtig fühlende Mensch Unannehmlichkeiten gern erspart.“

„Oberst da und steckte voll heimlichen Schredens auf Benatschel.“

„Wie kommen Sie dazu, mir alle diese Dinge zu sagen, Herr?“

„Weil ich Sie warnen zu müssen glaube, Herr Oberst. Stellen Sie sich vor, Sobotta quartirt sich als Ihres Tochter Gatte im Schloße ein? Sind Sie im Stande, ihn fortzujagen? Können Sie die Heppelstiege auch nur aufsteigen gegen ihn? Und er hat das Recht vielleicht nicht, aber das Befehl für sich. — Das Gericht wird dem rechtmäßigen Gatten zusprechen, was ihm zuzumutet — das Vermögen der Frau gehört ihm — er hat die Verfügung darüber.“

„Aber das Unglücksweib ist wahnsinnig!“

„Um so mehr untersteht sie der Kuratel ihres Mannes, er ist der Verwalter ihres gegenwärtigen Vermögens, erbt sie etwa noch, so verwalte er das Erbe — fürcht sie, so ist er mit dem Kinde zu gleichen Theilen ihr Erbe, so ist er der Vater seines Sohnes und hat das Recht, diesen zu sich zu nehmen, des Kindes Vermögen zu verwalten. — Und sollten Sie dereinst ohne Testament sterben, so fällt Ihr Vermögen an die Tochter und auch an Sobotta — als der Jurefinitiven Gatten — Hände!“

„So laß ich sie sofort noch scheiden!“ leuchtete der Oberst.

„Wahnsinnige können nicht geschieden werden, Herr Oberst. Das weiß Sobotta; — er wird sein Recht behaupten wollen. — Und das trieb mich zu Ihnen.“

„Ja — das ist brau! Ich danke Ihnen sehr, aber was kann ich thun? Ich bin ein tranker, schwacher Mann. Rathen, helfen Sie mir doch!“

„So, jetzt hatte er ihn, wohin er ihn haben wollte.“

Aber der Aufregung war zu viel für den Oberst. Der Herzkampf kam; — Benatschel erstarrte sehr und bemühte sich in wohlthätigster Weise um ihn — sein ganzes Wesen athmete Mitleid und Theilnahme — gerade das, was der Oberst liebte.

Nach einer Weile konnte dieser wieder sprechen.

Er sah Benatschels Hand und der mußte wiederholen, was er gesagt: Sobotta komme, um sein Recht auf Frau und Kind geltend zu machen.

„Ich habe an den Professor von Wanger — Sie wissen, den berühmten Psychiater, geschrieben, der soll sie untersuchen, und er wird Wahnsinn konstatiren.“ — sagte er matt.

„Das wäre doppelt zu betlagen; — ich wiederhole Ihnen, Herr Oberst, daß wenn die Sache völlig hoffnungslos ist — eine Trennung kann nicht geschieden werden. — Sie können ihr aber einen Mandatar bestellen und testamentarisch dessen Unanständigkeit sichern.“

„Mein Gott, was soll ich thun? So rathen Sie mir doch.“ jammerte, zum Tode erschöpft, der Oberst.

„Ich bitte meine Hilfe an, ich sehe ein, Sie bedürfen eines rechtshändigen Mannes in dieser schrecklich verwirrten Sache, Herr Oberst. Sie sind ein bebauenswerthes Opfer aller dieser Aufregungen.“

„Das bin ich. Gehen Sie.“

„Ja, ja!“

„Jetzt — aber ich bitte, erfreuen Sie mich bald wieder — bald!“

„habe, daß dieser mit der Triebe verlobt sei und öfters im Schloße und im Park mit ihr.“

„Bitte, laß mir die Triebe aus dem Spiel! Es liegt kein Grund vor, sie auch noch zu verächtigen!“ rief der Oberst gereizt.

„Ich erzähle Ihnen nur eine That-sache, die sie Ihnen bestätigen muß.“

„Das wollen wir sehen!“ schrie er in seiner zornigen Aufwallung und hatte schon an der Klingel gezogen, daß die Schür in ihm in der Hand blieb.

„Schwager, Schwager — ich rechne Ihrer begreiflichen Aufregung zu viel zu!“ — sagte sie ernst und wollte sich erheben.

„Maria! Maria! Machen Sie mich nicht auch noch verrückt, haben Sie doch Recht mit mir armen alten Mann,“ jammerte er plötzlich, in die gewohnte Verzagtheit zurückfallend.

Die Triebe hatte schon dies alles an der Höhe der ihr unbegreiflich schnelles Eintretens bemerkt.

„Sie hat wieder gelauscht!“ dachte die Präsidentin.

„Bitte, Frau Triebe, geben Sie mir doch einmal Auskunft über den Herrn, den Sie vorhin zu mir hereinführten,“ redete ihr Herr sie sehr höflich und rüch-sichtsvoller als gegen jeden anderen an. „Er ist Ihr Vetter,“ hieß sie.

„Mein Vetter? — Ach, das war ja Spaß! Das hab' ich zum gnädigen Fräulein aus Spaß gesagt!“

„Sehen Sie, Maria — das erklärt sich also ganz einfach!“ rief der Oberst. „Und so würde sich alles einfach lösen und erklären, wenn Ihr nicht durchaus überall Verrath und Betrug wittern müßte,“ sagte er, geflärkt durch die Nähe seiner lieben Käthe-hinzu.

„Dann frage er weiter.“

„Aber Sie haben ihn im Park und im Schloß verschiedentlich gesprochen?“

„Ja, Herr Oberst! Sie waren trank; — er wünscht bringend mit Ihnen zu reden, ich konnte ihn aber unmöglich melden, wie sehr er auch hat und wiederholte, es wäre zu Ihrem eigenen Vortheil.“

Und dabei warf das Weib der Präsidentin einen unendlich höhnischen Streitblick zu.

11. Kapitel.

„Sobottas Bett sah Benatschel wieder und redete auf den trant und sehr verlor! Aufstehenden mit leiser Stimme lebhaft ein.“

„Wegh nicht, daß Du mir Generalvollmacht gegeben, für Dich zu handeln. Ohne mich läßtst Du noch heute drüben hin und künrtst, trant wie Du bist, verunglücke, ohne daß ein Hahn danach krähe,“ sagte er drängend.

„Ich thut's nicht, und wenn Du mich mordest! Ich thut's nie und nimmer-mehr!“ höhnte Sobotta und preßte die Lippen fest aufeinander, was seinem Gesichte den Ausdruck verzweifelter Entschlossenheit gab.

in seinem Namen handeln und Vater und Tochter mit Forderungen überkommen werde. Fieberhafte Erregung überkam ihn. Er kannte ja Benatschel lange genug, um zu wissen, daß der jetzt „die Schraube anziehen“ würde, wie er das nannte.

Und nun plötzlich bildete sich in dem Fiebernden ein ganz neuer Gedankengang.

Er durfte das nicht leiden! Er mußte hin, mußte Ewa warnen — ihr es sagen. — Ja, stand er denn den Plänen Benatschels nicht bis jetzt nach genug? Aber nun nicht mehr — nicht mehr, seit er Ewa wieder gesehen. Er wollte ihr sagen, daß er bereute, wollte sie warnen und dann — dann mußte er mit sich ein Ende machen — ein Ende! Und er wollte es!

Die Verführung im Schloße war an diesem Abend und den nächsten Tagen unbeschreiblich; der Oberst fühlte sich sehr schlecht, der Sanitätsrath kam, machte gegen die Präsidentin kein Hehl daraus, daß diese Herzgastereien sich steigern und sehr üble Wendung nehmen könnten, man solle ihn in feiner Weise ärgerliche Aufregung machen.

Der Oberst ließ die Triebe nicht von sich, wollte aber seine Schwägerin danc-hen haben, denn in den Bauen befand er sich leidlich wohl und bedurfte, wie er sagte, der Aussprache und des Trostes ebenjoseph, wie der treuen Pflege seiner guten „Kathi“, für die seine dankbare Wärme sich steigerte und die ihn jetzt Tag und Nacht nicht verließ. Es entging der alten Dame nicht, daß sie gierig jedes Wort erlauschte.

Die Person wurde blaß und matt dabei, aber sie gab nicht nach und scheute nicht, selbst in Gegenwart der Präsidentin, den alten Herrn mit ihrer gräßlichen Wohlthäterin immer mehr zu umgarnen.

Und die alte Dame mußte dies alles ertragen, denn abtreten konnte sie unter diesen Umständen nicht; sie bildete sich wenigstens ein, daß nur ihre Gegenwart die endliche Abfassung eines Testaments ihres Schwagers verbinde.

„Daß er sich damit und mit Evas Zukunft lebhaft beschäftigte, merkte sie aus gelegentlichen, ihm unersessens-entschlüpften Worten. Aber er wartete immer noch auf den Professor Wanger, der selbstamweise bis jetzt nichts von sich hören ließ.“

„In eine Anstalt soll sie nicht; — Beuren ist zu nichts Besserem gut, als ihr ein Heim zu bieten, das Land wird verkauft, Schloß und Park bleiben ihr — das schiest des Obersten Gedankengang zu sein. Und dann die Triebe als Pflegerin und Verwalterin. Natürlich!“

Die Präsidentin schrie auf Eterns Rath heimlich selbst an den Professor, stellte ihm mit bündiger Klarheit die Sachlage vor und fühlte sich dann beruhigt.

Etern kam täglich. Von ihm wußten sie, daß Sobotta wieder tranker geworden.

Von den Diensthofen andererseits hörten sie, daß Frau Triebe nach dem Herrn Benatschel gefandt habe, und daß dieser von ihr zum Oberst geführt sei.

„Allo Fremde — die Gäste meines Hauses konnte er von da an nicht sehen? Daß plötzlich ein Diener, ein dummer, aber treuer Mensch, entlassen war, erfuhr sie auf demselben Wege — ein-stweilen half ein Burtsche aus, der zuweilen Arbeit gemacht hatte.“

Die Triebe regierte wieder unumschränkt und ärgerte die Präsidentin durch die tausend kleine Nadelstiche täglicher Vernachlässigungen. Um ihnen zu entgehen, zogen die beiden Damen sich tagsüber ganz in ihr Zimmer zurück.

Zu Etern hatte Benatschel ruhig, aber mit Bestimmtheit davon gesprochen, daß er, als Sobottas Generalvollmächtigter, sich mit dem Oberst in gültiger Weise verständigen werde. — Daß es ihm an Geld handelte es sich selberhändlich einzig und allein.

„Du schreibst, die Papiere der beiden Männer seien in Ordnung? Sie haben gegenwärtige Beweismittel und thun nichts, was die Polizei zu einem Einbrechen berechtigt?“ — Dann heißt doch die Sache mit der Ruhe an, die ich sonst so oft an Dir bewunderte, und seid zufrieden, wenn es nicht zur Abfassung eines Ewa unglücklichen Testaments kommt. Daß Du dort bleibst um Evas willen, ist richtig. Aber bewahre Deine Passivität und vergiß nicht, daß selbst ein Mann wie Dein Schwager das volle Recht hat, seine Vermögensangelegenheiten vor jeder unbefugten Einmischung in die Art, wie er sie betreibt, zu schützen.“

Nach Evas Söhnchen habe ich mich erkundigt, die Pflegerkette sollen sehr brave Leute sein und stehen auch sonst im besten Ruf, was ihre liebevolle Gesinnung betrifft.

„Wie zwei feindliche Parteien standen sich jetzt die Bewohner des Schloßes gegenüber — ohne Streit, aber voll gegenfeitigen feindseligen Mißtrauens.“

Darüber verging ein Tag nach dem andern, der alte Mann im Schloße hatte täglich diese entsetzlichen Herzkämpfe, nahm schnell ab, und während die Triebe, wie man annahm, auf das Testament drang, suchten die Präsidentin und ihr Verbündeter, der Sanitätsrath, mit Etern die Abfassung eines solchen auf alle Weise zu hindern.

lichteit auf diese Weise wieder zur Geltung kommen zu sehen, behauptete, ihre arme Dame sei melancholischer als je, und was sie früher nicht gethan, sie weine viel, gebe rubellos in ihren Räumen hin und her und ringe die Hände.

„Wie ein Alp lagen diese Zustände auf ihren Freunden und wie eine Erlösung kam der Präsidentin die Nachricht, daß Doktor von Wanger endlich am Schluß der Woche eintreffen sollte.“

Zugend etwas mußte endlich geschehen, die junge unglückliche Frau ihrer jetzigen Lage zu entziehen.

Wenn eins im Schloße in dieser Zeit glücklich genannt werden konnte, so war es Agnes.

Trüb genug gingen die schönen Sommerstage freilich hin, aber jeder derselben brachte den lieben Gast Etern, und er seinerseits brachte Frische und Ermutigung. Schon der Klang der Stimmen schien allen wohlzutun! dachte Agnes.

Der heutige Tag brachte eine Ueber-raschung: Frau Triebe fuhr in dem großen Landauer zur Stadt.

Es hatte in diesen Tagen viel gewollt und regnete jetzt unaufhörlich. Sie mußte dringende Geschäfte haben, denn sie war äußerst wetterfehl, überhaupt sehr empfindlich gegen jedes Unbehagen.

Und kaum war sie fort, so erschien Thomas, der Gärtnerbursche, und er-luchte die beiden Damen, den Herrn Oberst zu besuchen, es gehe ihm ziemlich gut.

Sie gingen sofort hinüber. Es lag der alten Dame daran, ihn zum Sprechen zu bringen über seine Verhandlungen mit Benatschel, oder Aufschluß zu erhalten, wie er Sobotta abfinden würde. Sie nahm den Brief ihres Sohnes, überlas denselben vorher noch einmal und glaubte sich nun vorbereitet.

Aber auch jetzt kam es wieder ganz anders, als sie gedacht. — Der alte trante Mann war ihr nie früher so schlau und diplomatisch schweigend vorgekommen. Er mußte irgendwie instruiert sein.

„Mit tausend herzlichen Worten empfangen er sie, aber er nannte weder Evas Namen noch den Sobottas. Von allen möglichen harmlosen Jugenderinnerungen und von politischen Ereignissen plauderte er dabei, begann sich nach und nach zu langweilen. Sie schnehte sich auch nach Bewegung.“

„Aber loben bei dem Regen?“

„Sie hielt hinab in die Küche, wo Minna plättete, aber diese hatte ihren schweigigen Tag, es war nichts mit ihr anzufangen.“

Zu Eva konnte sie sich nicht flüchten, denn diese behauptete, nur Alleinsein könne ihr jetzt nützen.

Die Dille bedeutete diesen Zustand ihrer Herrin auch gern genug, so zu isoliren, damit sie ihr wieder ohnezuwendiger wurde.

Hatte doch die arme Eva eines Tages die Unvorsichtigkeit gehabt, Dittes Eiferfuch und Herrschsucht durch ihre plötzlichen Emanzipationsgelüste zu erregen.

„Eine Herrin, die genau ist wie alle andern Leute, die sich so trägt und bestimmt wie die Damen ihres Standes, konnte die Dille nicht brauchen, oder vielmehr eine solche bedurfte ihrer fern nicht. Das mußte man zu hinter-treiben suchen.“

„Nein, nein, ihre arme Gnädige war gemüthskranke als je.“

„Kaffen Sie sie von selbst wieder-kommen!“ hatte auch die Sanitätsrath gesagt, der Eva allerdings noch immer in großer Verbrennung gefunden.

Agnes stieg aus Langeweile noch eine Treppe höher. Sie war nie in diesem Teil des Hauses gewesen und entlegte sich über die hier noch größere Vernachlässigung und den Staub.

In einer weit offenstehenden Kumpellarmen sah sie zwischen unzähligen bunten durcheinanderliegenden und stehenden alten Möbelstücken, Koffern, verstaubtem Gerath aller Art den breiten Goldrahmen eines Bildes — eines Damembildes, wie es hieß.

„Wahrscheinlich das Porträt einer früheren Besitzerin? Aber nein — als sie es näher beschah, fand sie zu ihrem Erstaunen jenes Porträt Evas, von dem sie gehört, daß es der Oberst nach dem ersten vermeintlichen Vergiftungsversuch aus seinem Zimmer hatte entfernen lassen.“

„Welch reizendes Mädchenbild! — Offenbar von Meisterhand gemalt: Arme Eva! Wie lachend und sorgelos blickte ihr Abbild Agnes an!“

Etern hatte neulich gesagt: „Ich hätte sie kennen mögen, jung und glücklich! — Wie reizend muß sie gewesen sein.“

„Ich möchte Etern dieses Bild zeigen,“ dachte das junge Mädchen weiter. „Wahrscheinlich, ganz unpulvisch, drehte sie es rasch gegen die Wand. — Nein — er soll's nicht!“

„Und dann wurde Agnes Reelin über den eigenen Gedankensflug drohlos. Eiferfuchtig? Auf Eva? —“

Die Köpfe stieg ihr bis unter das Haar. Ja, sie war's; war eiferfuchtig, sie war's schon länger, war neidisch. Sie gönnte Eva nicht, daß Etern sie bewunderte. — Er fand sie reizend, noch jetzt, er bemitleidete sie so sehr. — Mitleid und Liebe sind Geschwisterkinder,“ hatte sie neulich gelesen. — Und —

Aber dann — wenn ich ihr seine Sympathie beneide, dann? — Das alles war wie ein Blig-Kam so überraschend ihr zum Bewußtsein, daß sie da stand und auf eine Stelle starrte, wie versteinert.

„Und dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn. — Er macht sich nicht aus mir — er spricht allemal mit mir zuerst von Eva und — wie war er in heller Empörung, daß er den Sobotta nicht gleich fortjagen konnte wie einen unverschämten Betrüger.“

(Fortsetzung folgt.)